

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

19.10.1919 (No. 42)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 42

Karlsruhe, Sonntag, 19. Oktober

1919

Inhalt: Gotik oder Renaissance. Von Dr. Hans Werner-Zürich. — Zur Auffassungsreform. Ein Beitrag von Joseph Weiler, Bretten. — Ein Brief der Alltagsweisheit. Von Franz Graeber (Berlin).

Gotik oder Renaissance.

(Ein Kulturproblem der Gegenwart.)
Von Dr. Hans Werner-Zürich.

Neben der Sorge um das eigene einzelne Dasein waren es hauptsächlich wohl zwei gegensätzliche Empfindungen, von denen Menschen, die für Kultur Interesse haben, damals erschüttert wurden, als der große Krieg ausbrach: Mit der Angst um die bestehenden, mühselig erworbenen Kulturgüter erhob sich eine überschwengliche Hoffnung auf nachfolgende um so glücklichere Zeiten, die wie nach einem Sturm, der alles Unreine verweht, die Welt segnen sollten. Ohne sich im einzelnen um die Möglichkeiten und Wege zu einem solchen Aufstiege des Menschengeschlechtes Sorgen zu machen, wagte man enthusiastisch nach kühneren Zielen auszublicken, als man vorher gewohnt war. Nicht bloß unter der Jugend machte sich eine drängende Erwartung neuen Lebens geltend, sondern auch bei ganz besonnenen Männern offenbarte sich ein unter Schmerzen dennoch aufatmender Glaube, daß die Welt durch den eisernen Wesen des Krieges von dem Unrat unfruchtbarer Ueberlieferungsformen reingefegt werden könne, und daß dann die Menschheit, wie ein unbefwörter Wanderer, auf Grund einer ganz unhistorischen Geistesrichtung zu einer reichen, originalen und lebensvollen Bildung vorwärts kommen werde. Man hielt die Zeit für gekommen, um edlen Gewinn zu ziehen aus Nießsches Betrachtung vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben.

Während der langen Monate des Krieges zerflog allmählich jene überschwengliche Stimmung. Einer nach dem andern von den Kämpfern um menschliches Gedeihen lehrte zu der nüchternen Einsicht zurück, daß es unmöglich ist, vergangene Jahrhunderte der Geschichte einfach aus dem Gedächtnis zu streichen, wie man Geschriebenes von einer Schiefertafel wischt. Und das große Unersagen, ganz original sein zu wollen, legte sich schwer auf die Seele des einzelnen. Fast von selbst tauchten die alten Fragen wieder auf, welche Epoche des geschichtlichen Lebens auf die Gestaltung der Zukunft bestimmender Einfluß zugestanden werden sollte. Dabei zeigte es sich in den zahllosen Schriften, die Mater und Delfer zu sein unternahmen, daß die lateinischen Staaten im wesentlichen dem bisherigen Kulturrideal der Renaissance treu bleiben wollten und bereit waren, die Ideen jener Epoche, teilweise zu nationalistischen Schlagwörtern umgestaltet, in die Zukunft hinüberzunehmen. In Deutschland dagegen — ist es nicht wie eine gefühlsmäßige Antizipation der inzwischen erfolgten Entscheidung des Krieges — suchten die Völker vieler, indem sie sich von dem Renaissance-Ideal abwanden, ein neues geschichtliches Vorbild, um nach seinem Bilde das neue Leben zu gestalten. Das geistige Leben soll — dies ist das Programm der neuen, immer mächtiger werdenden Bewegung — durch die Betrachtung des Mittelalters, mit der Gotik als sichtbarster Kulturtat, befruchtet und zu neuem Aufschwung gebracht werden.

Der Kampfspruch: Los von der Renaissance, zurück zur Gotik! war zuerst aufgefunden in dem Streite um eine neue deutsche Malerei und Bildniskunst. Karl Scheffler brachte ihn seinerzeit von einer Italienfahrt nach Hause.¹⁾ Der Süden hatte ihm gezeigt, daß alles im Leben bedingt ist, und daß es niemals und nirgends ein absolutes und für alle gültiges Kulturrideal gibt, noch geben kann. Die Renaissance aber hatte ein solches Ideal zu geben sich vermessen, und die Deutschen sowie die übrigen nordischen Länder — das ist seine Ansicht — haben sich dem hypnotischen Zwang dieses Ideals gefügt, aus „historischer Gerechtigkeit“ und aus dem Geisteszwang der „allgemeinen Bildung“ heraus. Ein unbefangenes Befinnen auf sich selbst hätte, so meint er, schon längst eine dem nordischen Klima und nordischen Menschen eigentümliche Formenwelt erzeugt aus instinktivem Schaffen, statt aus Idealforderungen heraus. Diese Anregungen begannen bald weitere Kreise zu ziehen über Kunstfragen im engeren Sinne hinaus, und sie erlangten Bedeutung für Pläne, die auf Erneuerung des gesamten Geisteslebens abzielten. Denn man fing an, die Renaissance überhaupt als eine fremdländische, artverschiedene Kultur zu empfinden, in der Gotik dagegen den arteleigenen, heimischen Geist zu sehen. So war es möglich, daß in einer Broschüre des Jahres 1915 die Renaissance „das Verhängnis der deutschen

¹⁾ Karl Scheffler, Italien, Tagebuch einer Reise. Insel-Verlag, 2. Auflage, 1916.

Kultur“ genannt werden konnte.²⁾ In derselben Schrift, die für viele typisch ist, bekam die Antithese die Form: „Statt aller Renaissance romanischen und antiken Wesens: Wiedergeburt der alten deutschen Kultur!“

Die Beachtung, die dieses Kulturprogramm des kommenden Volksbewußtseins gefunden hat, läßt es gerechtfertigt erscheinen, an dieser Stelle seine Hauptgedanken kurz zusammenzufassen. Im Mittelalter — so wird gesagt — besaß der Mensch *U n d a c h t* gegenüber der Kunst. Das ganze Volk, der einfachste Mann war auf das Erlebnis des Kunstwerkes vorbereitet. Dadurch wurde dem Volke eine ungeheure Einheit geistiger Formen und Ziele vertraut. Diese organische Entwicklung wurde unterbrochen durch die Renaissance, welche Religion und Kunst, Glauben und Schauen auseinanderriß und an Stelle religiös versunkenen Künstlerlebens das verstandesmäßige ästhetische Interesse setzte. Um zu Kunst und Dichtung, den Wegen zur Bildung, Zugang zu finden, brauchte man fortan Wissen und Kennerschaft. Die Nation wurde gespalten in Gebildete und Ungebildete. Die Kunst entfremdete sich ihrem ursprünglichen Beruf, Deutung des Ewigen zu sein, und sie fand ein neues Ziel in der Darstellung des Lebens, schließlich sogar in der Darstellung um der Darstellung selbst willen. Da die Kunst nicht mehr freier Volksbesitz war, sondern im Dienste hoher Herren und Fürsten stand, wurde sie bald zum bloßen Luxus und Zeitvertreib herabgewürdigt.

Auf diesem durch die Renaissance geschaffenen Zustand — so heißt es weiter — beruhen Art und Einrichtung von unsern sämtlichen Kulturanstalten: Die Schule vermittelt lediglich die Kenntnisse, die „Bildung“, welche zur verstandesmäßigen Erfassung der Kunst nötig ist. Sie erzieht auch nicht zur Kunst schlechthin, sondern zu einem beschränkten Kunstbegriff, zum Kunstideal der Renaissance, indem sie die Voraussetzungen dieser Zeit, die „klassische“ Bildung lehrt. Die der Renaissance gemäße, verstandesmäßige Beschäftigung mit Kunst und Dichtung wird zur Regel gemacht, die Vermittlung des Künstlerlebnisses kommt überall zu kurz, weil die Männer der Wissenschaft, gerade wegen ihrer guten Forscher Eigenschaften, sehr oft dem Kunstwerk fremd und „objektiv“ gegenüberstehen. Die Jugend aber verlangt eine Analyse des künstlerischen Erlebnisses (etwa wie Diltzen sie zu geben vermochte) und seine Deutung. Sie will ein Erfassen des Gehaltens, nicht eine Erklärung des Inhaltes. Darum gilt es, die Grundgefühle für die Kunst wiederzufinden, und dies kann nur geschehen durch Anknüpfen an die eigene nationale künstlerische Vergangenheit, die in der mittelalterlichen Gotik ihren Ausdruck fand.

Man darf die Bedeutung dieses Programmes nicht unterschätzen. Es knüpft bewußt an die Kunstlehren des Sturmes und Dranges an und ist — nur stärker historisch orientiert — aus dem gleichen Geiste geboren, in dem Fichte seine Reden an die deutsche Nation verfaßte. Es faßt die Aufgabe als eine geistige und ideale, und sein Ziel ist nicht lediglich, wie dies auf den ersten Blick scheinen könnte, die Reorganisation des Schulwesens im Sinne einer Nationalisierung. Dies ist vielmehr nur das hervorstechendste Mittel zu dem Zwecke, das gesamte Geistesleben der Nation zu erneuern. Außerdem vertritt das Programm eine Bewegung, die heute in Deutschland viele und bedeutende Anhänger hat. Trotzdem ist es Recht und Pflicht, nach der Berechtigung der eben skizzierten Problemstellung zu fragen. Ist es erlaubt, gotisches Mittelalter und antike Renaissance solchermaßen in Gegensatz zu stellen?

Die Renaissance als „Verweltlichung der ganzen Weltanschauung unter Führung des klassischen Altertums“, wie sie Heinrich Morf einmal gedeutet hat, wird heute fast allgemein so verstanden, als sei etwa im 14. Jahrhundert verstandesmäßig mit kaltem Intellekt von Gelehrten und Literaten eine Neuorientierung des Geisteslebens vorgenommen worden. Dementsprechend weist man es in der Regel von sich, in der Renaissance nach mystischen Gedanken und schwärmerischer Ekstase zu suchen. Diese Auffassung, die nach Konrad Burdach hauptsächlich durch die falsche Deutung des Wortes Renaissance bedingt ist, mag für die Spätzeit gelten, für den Anfang der Renaissance aber ist sie zweifellos unrichtig. Jenes Wort bedeutete im 14. Jahrhundert, als es zum Schlagwort wurde, durchaus nicht die „Wiederbelebung der antiken Kunst und Wissenschaft“, sondern man wollte damit die innere Wiedergeburt der damaligen Gegenwart und der damals lebenden Menschen bezeichnen.

²⁾ Richard Benz, Die Renaissance das Verhängnis der deutschen Kultur. Diederichs, 1915.

Dieser ursprüngliche Sinn ist heute so gut wie vergessen und muß langsam wieder ins Bewußtsein hineingehämmert werden. In Ursprung und Wesen war die Renaissance durchaus nicht jene kalt rationalistische Reorganisation, als die sie heute gilt, sondern vielmehr eine leidenschaftliche, ekstatische Auflehnung der Individuen gegen die Schablone und die verschrobene Argumentation der mittelalterlichen Scholastik, die alles Leben zu erwürgen drohte. An Stelle der mittelalterlichen Typen traten Individualitäten, die ihre Eigenart erkannten und sich ihrer schwärmerisch freuten. Die anfängliche Renaissance, die in Franz von Assisi einen Höhepunkt fand, stand auch nicht im Gegensatz zum Glauben an Gott; sie geschah vielmehr aus Sehnsucht und in der Vollkraft eines echt religiösen Gefühls, das sich ausdrückte als „glühende, tiefinnerliche Liebe zu Gott, der Menschheit und der Natur“. Erst relativ spät wurde die Renaissance verweltlicht, als sie nämlich unter den Einfluß der Antike gelangte. Damals trat der Humanismus an die Stelle der Humanität. Aber mit Recht ist es von Burdach als „geschichtsphilosophische Schmutz“ bezeichnet worden, in die Begriffe Mittelalter und Renaissance die „Antithese von weltfeindlich-asketischem Nazarenertum und sinnlich-heiterem Hellenentum“ hineinzukonstruieren. Als ob nicht schon das Altertum und auch die Renaissance grüblerisch-asketische Geistesrichtungen gehabt und auch das Mittelalter Stimmungen reinster Lebensfreude gekannt hätte. Mag man also die Renaissance als Lehrmeisterin zurückweisen, so darf man es doch nicht mit diesen Gründen tun, wie sie in dem erwähnten Kulturprogramm vorgebracht werden. Nicht weniger verfehlt ist die Art und Weise, mit der dort der Begriff der Gotik zum Schlagwort ausgemünzt wird. Vor allem kann gerade die gerühmte Einheitlichkeit der Kultur im Mittelalter nicht vorhanden gewesen sein, denn es bestanden doch fortdauernd zwei Sprachen neben einander als Ausdruck einer Doppelkultur, das Lateinische für die Gebildeten und die Nationalsprachen für das Volk. Hierin hat gerade die Renaissance eine Einheit geschaffen, indem sie den Nationalsprachen zum unbedingten Siege verhalf. Die gesamte Bildung des Mittelalters war außerdem international gerichtet, die Dichtung galt als lernbar durch den Unterricht in Poetik und Rhetorik, kurz der gesamte Kulturbetrieb war — das Wort sagt genug — scholastisch.

In dieser Weise könnte man die gesamte Argumentation, durch die von Benz das Kulturideal der Gotik aufgestellt wurde, in ihr Gegenteil verkehren, nur wäre auch dieses Bild ebenso fehlerhaft verallgemeinernd wie jenes. Als Resultat ergibt sich darum die einfache, aber oft vergessene Einsicht, daß immer nur die einzelnen Persönlichkeiten, seien sie Dichter, Künstler oder Wissenschaftler, lebendig sind. Die Werke ihres Geistes stehen als isolierte Türme menschlicher Größe da. Geistige Bewegungen und Strömungen sind nichts weiter als mythologische Hypostasierungen, die wir unterscheiden, um dem menschlichen Drang nach Uebersichtlichkeit Genüge zu tun.

So muß, was die historische Begründung des Programms betrifft, offen herausgesagt werden, daß nicht alles stimmt. Und trotzdem haben die neuen Ideen, die darin enthalten sind, die Kraft gehabt, um in Deutschland den Enthusiasmus weiter Kreise zu wecken, ja auch unser Herz empfindet Sympathien für die Hoffnungen, die hier geweckt werden. Es muß der Bewegung also wohl eine Eigenkraft innewohnen, daß sie, ihrer geschichtlichen Stütze beraubt, dennoch auf heutige Menschen bestimmenden Einfluß üben kann. Und es bleibt die Frage nach dem Wesen dieser Kraft.

Sie liegt wohl in der klaren Erfassung des Gesetzes von der Bipolarität des Menschlichen. Man hat dieses bereits von Heraclit erkannte Gesetz lange verachtet, weil die platten Schlagworte von Pessimisten und Optimisten dafür geprägt worden waren, aber heute scheint es in der allgemeinen Weltanschauung wieder eine Rolle spielen zu wollen, wenn man das wenigstens baraus schließen darf, daß sich die verschiedensten Geister um seine scharfe Formulierung bemühen. Wie das Gesetz in alle möglichen Gebiete menschlichen Lebens hinein wirksam ist, kommt wohl am besten zur Klarheit, wenn im folgenden einige dieser Formulierungen zitiert werden. Otto Weininger suchte den Gedanken, den man bisher mit der einfachen Konstatierung abtat, es sei ein Mensch in seiner Lebensauffassung eben pessimistisch oder optimistisch, zu vertiefen und ursprünglich zu begründen, indem er den Gegensatz vom philantropischen und misantropischen Menschen aufstellte. Dadurch werden Menschen, die alles an ihrer eigenen Person liebenswert finden, andern gegenübergestellt, die ihre ganze Subjektivität für hassenswert ansehen. Und da Weininger von der Philosophie herkommt, zeigt er an einem absichtlich trivialen Beispiel von zwei Nichttrauchern, wie dieser Gegensatz eine ganz verschiedene Stellung zum Leben überhaupt bedingt.

Der eine Nichttraucher ist sehr mit sich zufrieden und betrachtet es als einen anerkanntswerten Zug seines Charakters, daß er nicht rauche. Der andere aber kommt eher, argwöhnisch gegen sich selbst, zu dem Schluß, es müsse irgendein Fehler seiner Anlage sein, daß er nicht rauche; und er wird selbst geneigt sein, den Raucher über sich zu stellen. „Gesetzt, beide Menschentypen erwischen sich über der nämlichen unmoralischen Regung: dieser verzicht die Mundwinkel, jener beißt die Zähne aufeinander, der eine lächelt schmerzlich; schon wieder einmal der andere murmelt nicht ohne Ingrimm über die eigene Gemeinheit: immer wieder!

Ein anderes Bild findet Alfred Kerr, der als Theaterkritiker

wirkt, im Winter und im Sommer sein Leben zu gestalten sucht. Er spricht von dem Gegensatz der Sommermenschen, denen Kunst und Leben Goldes und Lichtes bedeutet, und der Wintermenschen, für die Leben wie Kunst nichts Goldes, sondern Schweres ist. Die Synthese wäre ein Gipfel; wenn es Menschen gäbe, die, unbefangen wie die Natur „beim Todeswetter zu sinnen, in der Duffzeit zu atmen“ wüßten. Aber dem einzelnen Menschen ist dieses ver sagt, hier herrscht die dualistische Spaltung und daran finden alle menschlichen Schöpfungen ihre Grenze.

Karl Scheffler endlich, der Kunstkritiker, prägt den Gegensatz vom griechischen und gotischen Geiste. Seine Gedanken aber heben sich hinaus über die Kritik, die in diesen Zeiten an den Schlagwörtern von Gotik und Renaissance geübt wurde. Denn er faßt seine Begriffe nicht im engen kunsthistorischen Sinne auf, er verzichtet darauf, seine Ideen in das Vorbild einer zeitlich begrenzten Epoche zu zwingen. Er findet vielmehr zu allen Zeiten, im prähistorischen und im modernen, im europäischen und im außereuropäischen Leben, in der Zeit der Gotik und der Renaissance Aeußerungen von gotischem wie von griechischem Geiste. Es ist hier nicht der Ort, auf die Bedeutung, die Scheffler seinen beiden Begriffen gibt, näher einzugehen. Das mag in dem schönen Buch Schefflers selbst nachgelesen werden. Seine Quintessenz aber ist: „Der griechische Mensch erschafft die Formen der Ruhe und des Glücks“, er variiert als tüchtiger Arbeiter die Erfahrungen der Praxis und die Kenntnis eines Kanons, „der gotische Mensch erschafft die Formen der Unruhe und des Leidens“, er ist der eigenständig genialische Erfinder. Da das Wesen griechischen Geistes in Gesetz und Regel, das des gotischen Geistes im unmittelbaren persönlichen Ausdruck besteht, kann jene Kunst und jene Lebensauffassung auch ohne geniale Begabungen auf Grund der geltenden Regeln sich noch lange auf der Höhe halten, diese aber müßte sofort allen Wert verlieren. Darum gibt auch das Paradoxon von der Zukunft: „In silbergeschichtlichen Sinne wird das Neue um so ungotischer aussehen, je „gotischer“ es dem innersten Wesen nach ist.

Damit nähert sich Scheffler einer Auffassung unseres Kulturproblems, die ich mit einem andern Bild aus unserm demokratischen Staatsleben einleiten möchte. Wenn bei uns eine Behörde zu wählen ist, dann treten die Männer an die Wahlurne und bestimmen die, denen sie gehorchen wollen. Aber nicht immer fällt die Wahl aller einstimmig, eine Minderheit ist mit der gewählten Behörde nicht zufrieden. Wo das Wahlsystem des Majorzgeses gilt, geht diese Minderheit ohne Befriedigung ihrer Ansprüche aus und muß sich völlig fügen. Beim System des sogenannten Proporzgeses dagegen wird auch der Minorität eine ihrer Zahl entsprechende Vertretung in der Behörde gewährt. Nicht anders ist es beim einzelnen Individuum. Unsere Gefühle sind ja niemals eindeutig, jeder Entscheidung — sie braucht darum nicht zur Tat zu werden — geht ein Wahlkampf voraus zwischen den widerstrebenden Gefühlsmomenten. Aber dann zeigen sich einerseits die Majorzindividuen — man entschuldige das häßliche Wort —, welche im Zweifel alle Gegengründe in unbewußte zu verdrängen vermögen, so daß ihr ganzes Wesen und ihre Tat sich klar und scharf zeichnet wie ein heller Eisblock. Diese sind die philantropischen, die griechischen, die Sommermenschen. Auf der andern Seite aber stehen die Individuen, die auch der Minderheit ihrer Wünsche ein Ohr leihen müssen, die grüblerisch ihr Wollen zersetzen und darum nur in gewaltigen Willensausbrüchen — wenn überhaupt — zu Zyklopentaten gelangen. Sie sind die misantropischen, gotischen, Wintermenschen.

Dieser Extremismus war nötig, um die Bedeutung zu erkennen, welche wir dem Bildungsprogramm, von dem hier gesprochen werden soll, zuerkennen. Sein Untergrund wird nun klar. Die geschichtlichen Ideale von Gotik und Renaissance sind ihm erst nachträglich umgehängt worden, denn ohne geschichtliche Begründung ist es nun einmal nicht möglich, Neues zu fordern. Im Grunde aber handelt es sich gar nicht darum, das heutige Leben nach irgendeiner geschichtlichen Epoche umzugestalten, sondern vielmehr darum, sich klar zu werden über die Veranlagung einer Nation zur einen oder zur andern möglichen Lebensauffassung. Bei dieser Prüfung zeigte es sich, daß diese Zeit nicht günstig ist für „griechische“ Naturen, die Wohlklang und Harmonie über alles setzen, die im Schutz der Tradition, an der sie weiterbauen, gerne die Verantwortlichkeit für ihre eigenen Schöpfungen auf das Herkommen abwälzen und dem Phantom eines Ideals nachjagen. Die Zeit verlangt Affekt, nicht Ruhe, ekstatisches Erfassen und Verantwortlichkeitsgefühl, Tatwillen aber nur, wenn er von Leidenschaft erfüllt ist. Dieses ist der eigentliche Sinn des Dilemmas zwischen „Gotik“ und „Renaissance“, das heute von vielen im Sinne der „Gotik“ entschieden wird. Diese Entscheidung aber strömt aus der Erkenntnis dessen, was die kommende Zeit vom Menschen verlangt und zu der alle Symptome hindrängen: „Die Opfer, welche die kommende Zeit verlangt, sind härter, der Dienst ist mühevoller, der äußere Lohn geringer als im sozialen Reich, denn es wird mehr als Verleugnung materieller Werte verlangt. Ueber ihr steht Verleugnung unserer liebsten Eitelkeiten, Schwächen, Laster, Passionen, über ihr steht die Pflicht zu Empfindungen und Taten, die wir heute theoretisch preisen und praktisch verhöhnern; über ihr steht die schwere Erkenntnis, daß wir nicht zum Glück streben, sondern zur Erfüllung.“

*) Karl Scheffler, Das Wesen der Gotik, Insel-Verlag, 1917.

Zur Aufsatzreform.

Ein Beitrag von Joseph Weiler, Bretten.

Vor einiger Zeit las ich eine launige Plauderei von Herbert Gulenberg: „Der deutsche Aufsatz. Bitte um seinen Tod.“ Sie enthielt schwere Anklagen gegen den Aufsatzunterricht an unseren Mittelschulen. Eine Umgestaltung dieses Unterrichtsgegenstands wurde schon wiederholt verlangt. Anregungen mannigfaltiger Art sind uns dabei zuteil geworden. Großzügige theoretische Gedanken und praktische Anleitungen, hübsche Schüleraufsätze — sog. „freie Aufsätze“ — als Beweis für die Möglichkeit der praktischen Verwirklichung dieser Ideen waren das Ergebnis des Meinungsaustauschs. Schließlich hat man sich aufgerafft, was einzelnen zugute gekommen war, einer Gesamtheit zu erschließen. Während in der Volksschule der freie Aufsatz teilweise Eingang gefunden hat, steht ihm die Mittelschule noch ablehnend gegenüber.

Im ersten Augenblick wird dieser Gegensatz befremden, und man könnte geneigt sein, dem Mittelschullehrer die Schuld daran umso eher aufzubürden, als der Lehrplan scheinbar den freien Aufsatz begünstigt. Er fordert neben andern Aufsatzübungen auch solche, „die der eigenen Anschauung und den Erlebnissen der Schüler entnommen werden“. In Wirklichkeit räumt dieses Entgegenkommen die Schwierigkeiten durchaus nicht aus dem Weg, die sich der Einführung des freien Aufsatzes entgegenstellen. Der Lehrplan will ausbessern, wo neu gebaut werden muß, will an einem alten Bau, der den Vorzug eines einheitlichen Stils hat, moderne Architektur anbringen.

Der Aufsatzunterricht, wie er bisher betrieben wurde, ist eng mit der Organisation unserer Mittelschule verknüpft. Der Unterrichtsbetrieb der Unterklassen ist auf den der Oberklassen eingestuft. Das Prinzip der wissenschaftlichen Methode und des wissenschaftlichen Ziels wirkt daher auch in diesem Lehrfach seinen Schatten aus diesen in jene und zwingt sie, die Wissenschaft zum Ausgangspunkt zu nehmen, wo doch nur eins richtig sein dürfte: das Wesen des Kindes. So lange aber das geschieht, kann der Aufsatzunterricht nicht gesunden. Wissenschaftliche Methode und kindliche Eigenart sind entgegengesetzte Pole; denn das Kind ist seinem Wesen nach nicht Wissenschaftler, sondern Künstler.

Eine einfache Ueberlegung möge die Nichtigkeit dieser Behauptung darthun. — Der Wissenschaftler hält sich an das objektiv feststehende. Kritisch untersucht er, vergleicht, abstrahiert. Der Künstler geht vom Konkreten aus. Auf selbstgeschaffenen Bildern wandert seine Phantasie in selbstgeschaffenen Welten. Oder er versucht, das Konkrete subjektiv zu gestalten.

Der Wissenschaftler wird also feststellen, daß eine bestimmte Ziege gespaltene Hufe und einen besonders eingerichteten Magen hat. Er wird bei einer weitem Anzahl von Ziegen prüfen, ob diese Dinge charakteristische Kennzeichen der Gattung oder nur zufällige Eigenheiten eines einzelnen Tieres sind. Auf Grund seiner Untersuchung wird er dann abstrahieren: die Ziege gehört zu den Zweihüfern und Wiederkäuern. Jederzeit ist er aber in der Lage, in seinem Bewußtsein von dem Abstrakten auf das Konkrete zurückzugehen und sich ein einzelnes Tier lebenswahr vorzustellen.

Und der Dichter? Auch er betrachtet allerdings eine bestimmte Ziege. Aber er wird sein Augenmerk nicht auf das Richtige, was der Art gemeinsam ist. Das Einmalige, Besondere bildet den Gegenstand seiner Darstellung. Darum wird er seine Ziege in allen sinnfälligen Bewegungen, in den ihr eigentümlichen Formen und Farben vor uns entstehen lassen. Mit andern Worten: Er produziert.

Wie lerne ich nun das Wesen des Kindes kennen, um zu bestimmen, wie ich es arbeiten lasse? Ich beobachte es beim Spiel, denn es gibt im Leben des Kindes kaum etwas, das seine Seele in solchem Umfange erfüllt, wie diese Beschäftigung. Nur da vergißt es die Außenwelt in ihren tatsächlichen Erscheinungsformen. Im Spiel aber betätigt sich das Kind nicht als Wissenschaftler, sondern als Künstler. Wenn die Sektanterin in ihrer Puppe ein kleines Kind sieht, das ihrer mütterlichen Pflege bedarf; wenn der Sektaner als Räuber seine Freiheit in Anspannung aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte zu erhalten oder als Gendarm den Gegner unschädlich zu machen sucht, so kann ihre Tätigkeit gewiß nicht als Ausfluß abstrakten Denkens angesehen werden. Sie ist das Produkt ihrer Phantasie. Die hat die Schöpferkraft des Kindes befruchtet und hat es zum Künstler gemacht. Als Dichter hat es sich in seiner Phantasie Welten gestaltet, als Schauspieler hat es dem geistig Gestalteten sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit verliehen. Das Kind will also produzieren. Und produzieren soll es auch im Aufsatz. Das kann es aber nur, wenn ein Erlebnis sein Wesen ganz in seinen Bann zwingt. Vom Erlebnis geht es aus, und durch Worte will es das, was in ihm jauchzt und klagt, was es rührt und erschüttert, lebendig vor uns entstehen lassen.

Einem Mißverständnis möchte ich hier gleich vorbeugen. Ich sage nicht, daß durch einen derartigen Aufsatzunterricht Kunstwerke entstehen. Dazu ist das Kind zu wenig ausgereifte Persönlichkeit. Das Schaffen soll sich unter künstlerischen Gesichtspunkten vollziehen; das Geschaffene jedoch braucht durchaus nicht mit künstlerischen Gesetzen im Einklang zu stehen.

Will man aber diese Untersuchung nicht gelten lassen; lehnt man es ab, im Kinde den Künstler zu sehen — ich bescheide mich und verweise auf sein Mitteilungsbedürfnis. Wie sprudelt seine Rede, wenn es ein Erlebnis erzählt; wie erhellen sich seine Mienen, wenn es fliehend und gewandt von einem tollen Streich berichtet; wie kleinmütig, verzagt und unbeholfen sitzt es da und kaut an seinem Federhalter, wenn es einen Aufsatz schreiben soll. Woher kommt das? Weil einmal mündlich erzählt wird, und das andere Mal geschrieben werden soll? Meine Erfahrungen haben mich zu einer andern Anschauung belehrt, — lange bevor mir ein Schüler sagte: „Wenn ich einen Aufsatz schreibe, so sag ich alles vor mich hin, als ob ichs meiner Mutter erzählte.“

Daß der freie Aufsatz auch am besten die Möglichkeit bietet, zum persönlichen Stil zu kommen, wird man nicht bestreiten. Wo ich für meine Beobachtungen, meine Gedanken, meine Empfindungen mir erst die Darstellung und die Worte suchen muß, werde ich sie im Einklang mit meiner Persönlichkeit wählen. Der Aufsatz wird auf diese Weise zum Spiegelbild meines Ichs.

Auch Erwägungen anderer Art drängen zum freien Aufsatz. Das Kind soll im Aufsatz seine Eigenart ungehemmt entfalten, und der Lehrer soll sie kennen lernen, um sie bestimmen zu beeinflussen. Wie ist das aber möglich, wenn der Temperamentvolle und der Ruhige, der Phantasiebegabte und der Nüchterne, sich alle über denselben Stoff, in denselben Gedankengängen und den gleichen Redewendungen ergehen? Ohne Interesse wird ein solcher Aufsatz geschrieben. Wo aber keine Spannung der Seele vorhanden ist, kann auch nicht produziert werden. Der Schüler berichtet das, was der Lehrer gesagt hat, und womöglich so, wie er es gesagt hat. Der Schüler mit geringem Persönlichkeitswert, aber umso besserem Gedächtnis wird triumphieren. Ich müßte kaum einen schwereren Vorwurf, der sich gegen den „gebundenen“ Aufsatz erheben ließe, als dieses Ergebnis.

Aber Lehrplan und Organisation unserer Mittelschulen sind keine unverrückbaren Dinge. Das kindliche Leben in seiner Eigenart ist das Gegebene. Es muß darum in den Mittelpunkt des Aufsatzunterrichts gestellt werden. Mit vielem muß man dann allerdings brechen. Wo einzureißen ist, und was einzureißen ist, wo aufzubauen und wie aufzubauen ist, soll hier nicht weiter erörtert werden. Ich möchte nur noch durch einige Aufsätze besser, mittlerer und schwächer Schüler zeigen, daß der angebotene Weg auch in der Mittelschule gangbar ist.

Zu den Aufsätzen selbst habe ich folgendes zu bemerken: Sie sind von Sektanern selbständig und freiwillig gemacht. Ich veröffentliche von dem beiz. Schüler jeweils die beste, bezw. charakteristischste Arbeit. Nr. 6 ist so abgedruckt, wie er vorgelegt wurde. (Vertilke gegen Rechtschreiben und Zeichensetzung sind richtig gestellt.)

In Nr. 5 wurde nachträglich in der Mitte, in Nr. 8 in der Mitte und kurz vor dem Ende auf Anregung des Lehrers durch den Schüler noch ein Satz eingefügt. In Nr. 5 mußten außerdem die Zeitformen einigemale richtig gestellt werden.

Die übrigen Aufsätze besaßen ursprünglich eine andere Fassung. Sie wurden der Klasse vorgelesen. Die Mitschüler brachten Wünsche und Anregungen vor. Unter Berücksichtigung dieser Kritik erfolgte durch den Schüler die hier veröffentlichte Neubearbeitung.

Nr. 1. Als ich einen Zahn gezogen bekam.

Als wir beim Herr M. waren, wurden wir in das Wartezimmer geführt. Dort saßen viele Leute. Die hatten auch Zahnschmerzen: ein paar Kinder hoben ihre Bäden, und ich dachte so im stillen: „Wär nur mein Zahn schon haufen.“ Auf einmal ging die Türe auf, und Herr M. kam herein. Er sagte: „Bitte, wer kommt an die Reihe?“ Da sind wir gleich dran gekommen; denn wir waren schon angemeldet. Als wir in das Sprechzimmer kamen, gab ich dem Doktor eine Hand und machte einen Knix. Da sagte er: „Setz dich mal auf den Stuhl.“ Ich saß sehr weich, weil der Stuhl gepolstert war. Da kam der Doktor her. Er hatte die Hand auf dem Rücken, daß ich die Zange nicht sehen soll; aber ich wußte doch, daß er die Zange hatte. Da wollte er meinen Zahn ziehen. Da hab ich ganz laut geschrien, weil's so weh getan hat. Der Zahn ging aber nicht heraus. Vor lauter Zorn biß ich Herrn M. in den Finger, daß es blutete. Da bekam ich aber eine feste an die Wade, daß sie ganz rot war. Ich habe halber gelacht und halber geweint. Wie ich wieder nach Karlsruhe mußte, biß ich den Herrn M. nicht mehr. Ich hatte damals genug. R. C.

Nr. 2. Bei Tisch.

Die ganze Familie saß am Tisch. Plötzlich klopfte es, und mein Bruder Albert sagte: „Herein.“ Das Dienstmädchen brachte das Essen auf einem schwarz polierten Tablett. Ich schaute gleich auf die Schüsseln; denn ich wollte wissen, was es gibt. Aber die Schüsseln waren zu hoch, und ich konnte es nicht sehen. Jetzt stellte das Mädchen das Essen auf den Tisch, und ich sah, daß es Nudeln und Kompott gab, da rief ich: „Ah, ah!“ denn das war meine Lieblingspeise. Da ließ mir das Wasser im Mund zusammen, und am liebsten hätte ich mir gleich genommen. Aber das ließ ich bleiben. Meine Schwester teilte aus und gab meinen Eltern. Dann kam ich dran, dann mein Bruder und dann meine beiden Schwestern. Ich schaute über alle Zeller. Natürlich! Ich hatte am wenigsten, und der Alf am meisten. Da meinte ich

meine große Schwester damit. Vorher hatte ich meiner jüngeren Schwester E. das Rechenheft auf den Boden geworfen. Da hatte ich meine Schwester verschlagen, und dazu habe ich ihr noch die Zunge herausgestreckt. Ich dachte: „Der soll ich auch einmal wieder Zahnpulver holen; dann kann sie selber gehen.“ Meine Schwester E. verlangte. Die bekam noch. Da verlangte ich auch, aber bei meiner Mutter, und jetzt hatte ich mehr wie die andern. Als wir gegessen hatten, sagte meine Mutter zur E.: „Jetzt kannst du läuten.“ E. läutete, denn über dem Tisch hing eine Klingel. Das Mädchen kam, deckte ab und machte das Zimmer sauber. Meine Eltern gingen in ein anderes Zimmer. Da sagte meine Schwester: „Gelt, haß dich ein rots Köpfe kriegt. Des kommt von deiner Frechheit.“

Ich war ganz still und sagte gar nichts; denn ich hatte doch mehr bekommen. R. R.

Nr. 3. Als der Osterhas versteckt wurde.

Mein Vater war im Garten, um den Osterhas zu verstecken. Da ich lägen sich meine Schwester und ich an das Küchenfenster und laurten, wo die Sachen hinversteckt wurden. Wir waren ganz still. Nur einige Male zuckten wir zurück, daß er uns nicht sieht. Plötzlich rief mein Vater: „Jetzt könnt ihr kommen.“ Wir stürmten hinunter und taten, als ob gar nichts wäre. Wir suchten immer da, wo wir wußten, daß nichts versteckt war. Da sagte mein Vater: „So, nun will ich einmal sehen, welche am ersten etwas findet.“ Da holten wir alles aus dem Esen, dem Gras, dem Sauerampfer und dem Tannenreisig hervor. Mein Vater machte ein erstauntes Gesicht; dann fing er an zu lachen. „Gelt, ihr habt wieder gelauert.“ Wir riesen lachend: „Ja.“ „Das habe ich doch gewußt“, antwortete er. Jd. Sch.

Nr. 4. Das Kunststück des Geißleins.

In den Osterferien war ich bei meiner Großmutter in Flehingen. Eines Tages sagte sie: „Was meinst, Anna, wir haben ein junges Geißlein. Ich freute mich und sprang schnell in den Stall. Da war es ziemlich dunkel. Ein kleines Fenster machte ein bißchen hell. Ich sah zwei Kühe und eine alte Ziege. Plötzlich kam ein junges, weißes Bällein auf mich zugesprungen, als wollte es mich fressen. Es stellte die beiden Vorderfüße an mich und sprang gleich wieder herunter und sprang hin und her. Da rief ich meinem Bruder. „Hugo, Hugo! Komm schnell mal raus!“ Er kam nicht gleich. Ich wartete, und endlich kam er. „Was meinst, das Geißlein ist an mir heraufgehupft!“ Da sprach mein Bruder: „Ich geh hinaus und hol einen Stock.“ „Warum willst du einen Stock?“ Er gab mir keine Antwort; aber er kam gleich wieder herein und hatte einen Reißigstock. Er hob ihn vor das Geißlein. Dieses stellte sich hin, wie ein Hund, der ein Männchen macht, und in einem Sprung war es über dem Stock. Es dachte gewiß: „Ich bin doch ein Hauptkerl, daß ich darüber gekommen bin.“ Es sprang fort. Mein Bruder ließ den Stock fallen, und wir lachten und sprangen in die Stube. Meine Großmutter fragte uns: „Warum lacht ihr so?“ Wir konnten vor lauter Lachen kein Wort sagen. Später erzählten wir das Kunststück des Geißleins meiner Großmutter und meinen Eltern. R. R.

Nr. 5. Mein Has.

Wenn mein Has hört, daß im großen Stall die Türe aufgeht, so sieht er gleich vor das Tor seines Stalles und horcht, ob jemand kommt, der ihm etwas zu fressen bringt. Wenn er sieht, daß ich mit einer Schüssel komme, so springt er ganz lustig in seinem Stall herum. Wenn ich am Hasenstall das Tor aufmache, so hüpfet er mir gleich auf die Schüssel herauf. Als ich ihn gefiern fütterte kam er gleich und fraß; denn er hatte großen Hunger. Er konnte es nicht mehr erwarten, bis er etwas zu fressen bekam. Ich tat ihn wieder von der Schüssel herunter und in seinen Stall hinein. Dann habe ich ihm auch das Fressen hinein getan. Nun saß er ruhig hin und ließ es sich gut schmecken. Ich blieb noch ein Weilchen bei ihm stehen und schaute ihm zu, wie er sein Fressen verzehrte, denn der drollige Kerl hatte mir Freude gemacht. Wie er nun fertig war, spielte ich noch ein Weilchen mit ihm. Ich nahm ein kleines Reißigstücklein und hielt es ihm an seine Schnurrhaare. Es ärgerte ihn sehr, weil er es nicht ertragen konnte. Auf einmal fing er an zu brummen, hüpfte auf mich zu und kratzte mich auf die Hand. Ich gab ihm eine auf die Schnauze. Er brummte nochmal, und von dort an ließ ich es bleiben. R. R.

Nr. 6. Hurra! wir bekommen einen weißen Spitz.

Hurra! ist das eine Freude, heute soll ja ein neuer Hund kommen, und dazu noch ein weißer Spitz. Jetzt muß er kommen. Wir gehen die Treppe hinunter. Ella, Willi und ich. Neugierig schauen wir die Straße entlang, um zu sehen, ob nicht bald ein Mann mit unserem Spitz kommen würde. Aber nirgends sieht man einen Mann mit einem weißen Hund; nur einige Knaben springen ganz vornen auf der Straße herum. Da treffen wir mit unserer Großmutter zusammen. Vor lauter Freude und Springen haben wir sie von hinten übersehen. Nun springen wir plötzlich an ihr vorbei. „Guten Tag, Großmutter“, rufen wir alle drei, beinahe ohne Atem, und machen einen Knix. „Guten Tag, Kinder“, erwidert unsere Großmutter. „So, wo wollt ihr denn hin?“ — „Wir wollen sehen, ob nicht bald ein Mann mit unserem Spitz kommt“, sagt Ella. „So, Da könnt ihr ja mit mir davorlaufen.“ — „D ja, Großmutter“, rufen wir und laufen

neben ihr her. „Großmutter, denk nur“, heben wir alle drei an, „wir bekommen einen weißen Spitz; jetzt muß er kommen.“ — „So, so“, meint meine Großmutter, „Willi, den kannst du ja auch mir schenken.“ — „Ich geb' ihn aber nicht her“, erwidert Willi halb trotzig und stampft auf den Boden. „Du hast ihn ja noch gar nicht, dann kannst du ihn auch nicht hergeben“, sagte ich und lache. Beinahe haben wir ganz vergessen, nach unserem Spitz zu schauen. Jetzt sehe ich nochmals die Straße entlang, und richtig, dort vornen läuft ein Mann mit einem weißen Hund. „D, dort vornen kommt er“, jubelt Willi. Ella sagt ganz verslegen: „Du kannst doch nicht wissen, ob er das überhaupt ist.“ — „Doch, ich seh's“, jubelt Willi noch freudiger. „Indes ist der Mann mit dem Hund nähergekommen, und wir erkennen ihn als einen Arbeiter von unserem Geschäft, der an einer dicken Schnur einen weißen Spitz führt. Wir springen, was wir können, auf ihn zu und rufen voll Freude: „Gehört der Spitz uns?“ — „Freilich, gehört der euch“, erwidert der Arbeiter. — „Ja, wie heißt er denn?“ — „Ami.“ — „Ami komm' doch daher“, schreit Ella, ihn zart streichelnd. „Er heißt“, sagt der Arbeiter. „Ich glaub's nicht“, rufen wir alle miteinander wie aus einem Munde. „Muß der schnaufen“, stimmt Willi ein. „Er ist auch weit gegangen“, sagt Ella. Unterdessen sind wir am Tor angekommen. Während der Arbeiter still mit Ami die Treppe hinaufgeht, springen wir voraus und erzählen das große Ereignis den Eltern. Als der Arbeiter Ami gebracht hat, macht ihn Vater los, und Ami legt sich an die Türe und macht ein Schläpfchen. Jd. Sch.

Ein Brevier der Alltagsweisheit.

Von Franz Graeger (Berlin).

Endlich wieder kommt auch aus Großbritannien eine Stimme höchster Vernunft, und gerade weil, was sie zu künden hat, allem schlechten Engländerium so weitestern und allem gutem, dem der alten Sterne, Dickens und Thackeray, fast mehr noch denn dem der neuen Wilde, Jerome und Shaw, so unendlich nah kommt, verdient das Buch, aus dem sie ertönt, und das der Verlag der Weißen Bücher in Leipzig herausgibt, gekannt und herzlich geliebt zu werden. Es stammt von R. G. Chesterton und ist vom gewandten, mit Grazie saloppen Uebersetzer (Blei?) fast alles sehr ins Deutsche, ins aktuellste Deutsche, übertragen worden. Die alte Kunstform der „Rechtfertigungen“ findet hier ihre Auffrischung, und, nenngleich nur sehr entfernt die Form klassischer Epigrammatik streifend, knüpft es doch gar nicht so unmittelbar an die wahrhaft humane Gesinnung des Zeitalters an, als einer und möglichst unbegrenzter Duldsamkeit. Geschrieben hat es ein ungemein scharfsinniger Logiker der Paradoxie, ein hervorragend witziger, aber niemals bloß zersetzender, Ironiker voll launigsten Groteskenhumors, ein überaus weckfluger Grübler, der des verblühten Lord Henry Hundeschnauzigkeit gegen eine, bei unverminderter Urteilskraft, mindestens höchst geschickt postierte Herzlichkeit des Empfängers einzutauschen vorzog. Vor allem, wer den herrlichen Dialektiker Vichtenberg liebt, muß dieses kleine Werk freudig empfangen und dankbar genießen, und jedem Freund einer schmerzlosen Erziehung zu (zeitweilig) unerbittlichem Ziehen der jeweils letzten Konsequenz kann die anregende Kraft einer solchen leichten, aber niemals leichtfertigen, und durchaus hartnäckig analytischen, doch — mindestens schmerzlos — zwecks höherer Synthese allein bohrenden, Alltagsphilosophie nur höchst willkommen sein.

Etwas unständlich verheißt Chesterton schon auf dem Titelblatt eine „Verteidigung des Unsinnigen, der Demut, des Schundromans und anderer misachteter Dinge“, und innerhalb des Werkes gesellt er den angeführten Vertretern ihrer Reihe noch den in neue Ehren einzuführenden Patriotismus, die zu rechtzichtigende Pöbse, die wieder aus dem Anflagezustand zu ziehenden Planeten, Gerippe, unüberlegten Gelübde, Porzellanhäuserinnen, Nachrichtenblätter, heraldischen Embleme, Detektivgeschichten, Kinderanbetungen und Häßlichkeiten aller Art. Seiner Zweck bestimmt, als allerfeinstes Stück des einzigendenden Buches, die Einleitung, deren labyrinthische Gänge obendrein ziemlich erhebliche Schwindelfreiheit vom Eintretenden (der dafür aber alle Hoffnung mitbringen darf und soll!) fordern. Hier heißt es etwa: „Es kam mir vor, daß Fortschritt etwas Anderes sein sollte als ein fortwährender Vatermord; darum hab ich die Kirchschäufel der Menschheit durchspürt und in jedem von ihnen einen Schatz gefunden.“ Und, am Schluß: „Ich habe begriffen, daß ein Verteidiger besonders dann vonnöten ist, wenn Weltlinge die Welt verachten — daß ein Anwalt für die Verteidigung nicht am rechten Orte gestanden hätte an jenem schrecklichen Tage, da die Sonne sich über Kalvaria verfinsterte, und der Menschensohn von Menschen verstoßen ward.“ In diesem Geiste eines tätigen Skeptizismus, einer gar nicht herzlosen, noch ungütigen Perfidität, fasslicher Illusionen ist die Schrift aufgebaut, und ihr Geistesreichtum ist durchaus natürlich und von denkbar größter Freiheit und Vorurteilslosigkeit getragen. Sanfterer Heterkeit hilft immer neuer Gewissensernst an ein hohes Ziel.